

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Englisch-Ostindien**

**Karlsruhe, 1858 [erschieden] 1859**

Bodenbeschaffenheit und Bevölkerung

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

gedehnte, in den letzten Jahren von Europäern in dieser Weltgegend gemachte Beobachtungen bestätigen dieß vollkommen. Auch ist es gewiß, daß die muselmännischen Herrscher keine sehr hohe Meinung von den Vortheilen hatten, welche ihnen eine dauernde Behauptung dieser Gegenden bieten könnte, und erst die Zeit und die Gewohnheit des Besitzes hat ihren Widerwillen überwunden. Nicht die Fruchtbarkeit, sondern der Mineralreichthum des Bodens und die übrigen kostbaren Erzeugnisse Hindustans, nicht die Vorzüge des Klimas, sondern der Durst nach Gold und die Hoffnung der Beute waren es, die diese furchtbaren Banden verlockten. Religiöser Fanatismus, als Vorwand und Reizmittel zugleich wirkend, hat das Uebrige gethan und so Hindustan allen Schrecken der Verheerung und des Raubs überliefert. Dieselbe Beutegier war es, welche europäische Nationen: Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen in diese gesegneten Länder führte und dort Thaten erzeugte, wie sie abenteuerlicher und von größerer dramatischer Wirkung in der Geschichte keines andern Volkes zu lesen sind.

#### Bodenbeschaffenheit und Bevölkerung.

Die Natur scheint die Gränzen Hindustans mit einer ganz besonderen Sorgfalt gezeichnet zu haben. Im Norden ist es von dem hohen Plateau Tibets durch die große Kette der Himalayagebirge getrennt, welche nach den neuesten Messungen der Europäer die höchsten und umfangreichsten der Welt sind. Ostlich und westlich ist es von den zwei großen Flüssen, dem Brahmaputra und Indus, eingeschlossen. Ueberall sonst ist Hindustan vom Ocean umgeben. Hie und da hat man unter der allgemeinen Bezeichnung: Indien auch Länder begriffen, die außerhalb der eben angegebenen Gränzen liegen, namentlich Kabul und Kandahar, die lange Zeit hindurch Provinzen des großen Mongolenreiches waren. Dieß hat jedoch nur aus geschichtlichen Gründen geschehen können, denn diese Länder gehören offenbar durch ihr Klima, die Beschaffenheit ihres Bodens, durch dessen Erzeugnisse, so wie durch die Völker, welche sie bewohnen, weit eher zu Persien und der Tartarei, als zu Indien. Hingegen findet man in den von uns oben angegebenen engeren Gränzen Hindustans eine Religion, Sprachen, Sitten,

Volksgewohnheiten, Erzeugnisse u. s. w., die diese Region von dem übrigen Continent Asiens streng unterscheiden und aus derselben eine gleichsam für sich bestehende Welt geschaffen haben.

Das England unterworfenen Indien bildet eine Oberfläche von über 800,000 englischen Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 132 Millionen, wozu noch die Vasallenstaaten mit über 600,000 englischen Quadratmeilen und 48 Millionen Einwohnern kommen. Hindustan hat somit eine Oberfläche, die der von Europa gleich kommt. In keiner andern Epoche der Weltgeschichte und in keinem Theile der Welt, mit Ausnahme von China, war jemals eine so ungeheure Länderstrecke mit einer so beträchtlichen Bevölkerung, so verschiedenartigen Elementen der Industrie, des Handels und der Civilisation einer einzigen Gewalt unterworfen und von einem Einzelwillen beherrscht. Niemals ist ein so großes Ganze, ein so verwickeltes Regierungssystem, eine so ungeheuer ausgedehnte Herrschaft, die jedoch nicht ganz ohne alles Hoffen einer bessern Zukunft ist, das Resultat der Eroberung gewesen.

Hindustan ist wie eine im übrigen Universum für sich bestehende Welt; es erschien von jeher wie von einem paradiesischen Zauber umgeben. Hier blieben alle Wunder und Märchen lebendig, deren Erinnerung bei den Völkern der Länder des Westens fast verklungen war. Hier war die Weisheit heimisch und die bezaubernde Schönheit und die Maya der Bhagwan, die Fata Morgana, welche die Glücksgöttin den Sterblichen vorspiegelt, wurden in Indien zur Wahrheit unermesslichen Reichthums und des glänzendsten Lebensgenusses.

Hindustan enthält Länderstriche, die den verzehrendsten Strahlen der tropischen Sonne ausgesetzt sind, und wieder andere, die sich mit den Eisfeldern, die um den Nordpol liegen, vergleichen lassen. Was in andern Ländern in Bezug auf den Wechsel der Temperatur nur die Folge der größten Entfernungen ist, bringt hier ein kleiner Unterschied in den Höhengraden vom Niveau des Meeres hervor. Seine weiten Ebenen tragen jedes Jahr zwei Ernten; dieselben sind entweder mit ewigem Grün bedeckt oder von den Gluthstrahlen der Tropensonne versengt. Die Früchte der gemäßigten Zonen wachsen und reifen am Fuße seiner Berge, die fast bis zu den in das ewige Eis gehüllten Spitzen mit Tannenwäldern bedeckt sind. Die Natur hat daher in Hindustan nicht die melancholische Einförmigkeit, welche den Afrikareisenden umdüstert, noch weist sie die Steppen der Polarwelt auf. Der in Indien Reisende findet vielmehr in Bezug auf Boden-

verhältnisse und Clima die schärfsten Gegensätze, die die Natur der ganzen Erde überhaupt zu bieten vermag.

Das Herz von Indien, wenn man es so nennen mag, der Schauplatz, auf dem es die Schätze seines unerschöpflichen Reichthums entfaltet, der Boden, auf dem sich die großen mongolischen Reiche aufrichteten, umfaßt die angeheure Ebene, die sich vom Brahmaputra bis an den Indus, von den Himalayagebirgen bis an die Kette der Bindhyaberge südwärts in einer Länge von mehr als 500 Meilen und einer mittleren Breite von 100 bis 150 Meilen erstreckt. Die Hauptrichtung dieser Ebene läuft von Südosten nach Nordwesten längs der Berge, die sie im Norden begrenzen und von denen herab sich so viele große Flüsse, Quellen ihrer Fruchtbarkeit, ergießen. Außer dem Länderstrich in China, den der Yang-Tschikiang und der gelbe Fluß bewässern, ist dieß vielleicht die fruchtbarste und schönste Gegend der Welt. Diese ganze Oberfläche ist, mit Ausnahme eines kleinen Wüstenstrichs, ein fortlaufender Teppich von Immergrün von unglaublicher Schönheit, über den hinweg majestätische Ströme mit kaum bemerkbarem Laufe die großartigen Massen ihrer Gewässer ergießen.

Nirgends ist der Anblick dieser großartigen indischen Ebenen von größerer Wirkung, als in Bengalen. Der Blick verliert sich daselbst in einem stets unbegrenzten Horizont, ohne auf irgend einer Erhöhung des Bodens, oder auf einem alleinstehenden Felsen verweilen zu können. Diese große Provinz wird vom Ganges durchströmt, dessen Wassermasse mit jedem Schritte zunimmt und der in der Regenzeit eine große Fläche mit seiner befruchtenden Flüssigkeit bedeckt. Indem die Sonne der Tropen diesen üppigen, wohlbewässerten Boden mit ihren Gluthstrahlen durchdringt, ruft sie eine fast ungläubliche Vegetationspracht darauf hervor, und schafft zur Erntezeit ein Meer von Aehren und Grün, das von den milden Winden der Tropen hin und her bewegt wird. Nördlich vom Ganges besitzt das Königreich Audh, dessen Boden fast unbemerktbar gegen die Berge zu ansteigt, ein frischeres und gesünderes Clima und bringt verschwenderisch die kostbarsten Erzeugnisse von Europa und Asien hervor.

Auf dieser ungeheuern Fläche werden erzeugt: der Reis, das Hauptnahrungsmittel der Asiaten; der Zucker, den eine lange Gewohnheit zu einem Bedürfniß der ersten Nothwendigkeit gemacht hat; das Opium, das einen so wichtigen Ausfuhrartikel nach China bildet; der Indigo, der kostbarste aller Farbstoffe, und in den trockensten Strichen die Baumwolle,

die von jeher allen Asiaten zur Bekleidung diente, wie sie bereits in Europa einen großen Theil aller andern Gewebe verdrängt hat.

Es gibt jedoch auf dieser großen Ebene einzelne Striche, deren Cultur durch stete politische Umwälzungen zurückgehalten wurde, oder solche, wo die Natur, im Zusammenwirken steter Feuchtigkeit und einer glühenden Sonne, stark genug war, die Mühen des Menschen zu vereiteln. In dieser durch nichts zu beschränkenden Freiheit schuf sie die indischen Ischongeln, Sumpfsgegenden, die in der größten Ausdehnung von undurchdringlichem Schilf, Wäldern von Bambus und dem wilden Feigenbaume bedeckt sind und in denen der sogenannte bengalische Tiger, das gefährlichste und grausamste aller Thiere, zu hausen gewohnt ist.

Die Hindus unterscheiden hauptsächlich drei Jahreszeiten: die Regen-, die kalte und warme Zeit. Die Regenzeit beginnt gewöhnlich im Juni und endigt im Oktober. Von November bis Februar herrscht die Kälte, von März bis Ende Mai die Hitze. Wie auch in andern Ländern treten jedoch hierin häufige Abweichungen ein. Auch kann man das Hindu-Clima in zwei Jahreszeiten, in die gesunde und ungesunde, unterscheiden, wovon die erstere im November beginnt und bis zur Zeit der periodischen Regengüsse dauert, während die ungesunde die ganze Regenzeit über manchmal und sogar noch darüber hinaus anhält.

Die Passatwinde. Obgleich dem Aequator weit näher, herrscht in Indien keine so beträchtliche Hitze vor, wie in Arabien und im persischen Meerbusen. Diesen Vorzug verdankt es den Passatwinden, die auf der ganzen Oberfläche des Landes während sechs Monate des Jahres, von Südwesten nach Nordosten zu, während der andern sechs Monate von Nordosten nach Südwesten wehen. Die Windrichtung von Südwesten äußert sich am auffallendsten. Von der afrikanischen Küste an bis zur Halbinsel von Malacca erstreckt sich ihre Wirkung, indem sie den ganzen Raum, der zwischen beiden Punkten liegt, mit Regenströmen übergießt.

Ein europäischer Reisender beschreibt die Wirkung dieser südwestlichen Windströmungen wie folgt: Die indische Regenzeit hat nicht etwa den Charakter der wohlthuenden Regen, womit unser grauer Himmel die schmachtende Erde erquickt; es sind das vielmehr Wasserbäche einer neuen Welt, die mit einer unwiderstehlichen Macht Stunden, ja Tage lang während des furchtbarsten Donners herabstürzen.

Schluchtenwege, die durch Erderschütterungen entstanden, oder welche der Fall der Gewässer in dem dichten Urwald geschaffen hat, werden

alsdann zu eben so vielen reißenden Strömen, die Alles mit sich fortwälzen. Die Elemente treiben alsdann ihr Spiel mit der Kraft, dem Muth und dem Scharfsinne des Menschen; in diesem Zustande ist er dem Insekte gleich, das einige Augenblicke lang ohne Resultat und ohne Aussicht der Rettung dagegen ankämpft, bis es der Strom erreicht und wie das Laub des Baumes in seinen Strudel zieht.

Halten wir dieser Schilderung diejenige der schönen Jahreszeit aus der Feder desselben Reisenden entgegen:

„Wie wollüstig ist die erste Stunde des Tages in der Tropenzone! Wie rein und balsamisch die Luft, wie unendlich anmuthig sind die Morgenstunden! Die vollkommene Bläue des Himmels spiegelt sich in den Wassern. Hier allein fühlt man den ganzen Reiz dieser Zephyre, von denen man aufs Angenehmste umweht ist, die uns bis zur Trunkenheit lieblosen und in unserer Erinnerung das wohlthwendigste Gefühl zurücklassen. Welch bis dahin ungekanntes Entzücken, welch unglaubliches Staunen empfindet man, wenn man zum erstenmal seinen Fuß auf die Küste der Tropenländer setzt! Wie tief haftet in der Seele des gefühlvollen Menschen das erste Bild, was er von den Wundern der Aequinoctialwelt in sich aufgenommen hat!“ A. v. Humboldt sagt hierüber: „Es ist etwas so Großartiges und Mächtiges in dem Eindruck, den die indische Natur macht, daß man nach einem Aufenthalt weniger Monate glaubt, eine lange Reihe von Jahren daselbst zugebracht zu haben.“ In der That erscheint hier Alles neu und wunderbar. Inmitten dieser Felder, in der Dichtigkeit dieser Wälder, verwischen sich fast alle Erinnerungen an Europa; denn es ist hauptsächlich die Vegetation, die den Charakter der Landschaft ausmacht; sie ist es, die auf unsere Einbildungskraft durch ihr Massenhaftes, den Contrast ihrer Formen und den Glanz ihrer Farben einwirkt. Je kräftiger und neuer die Eindrücke sind, desto mehr schwächen sie frühere Vorstellungen. Die Kraft derselben gibt ihnen den Anschein der Dauer. Das Licht und das Magische der Atmosphäre verherrlichen unter dem zauberhaften Himmel des Südens selbst die schmucklose Erde. Die Sonne verbreitet daselbst nicht bloß ihr Licht, sondern sie färbt auch die Gegenstände, umgibt sie mit einem leichten Dufte, der, ohne die Durchsichtigkeit der Luft zu hindern, die Töne viel harmonischer macht, die Wirkungen des Lichtes mildert, und über der ganzen Natur eine Ruhe verbreitet, die auch in unsere Seele einzieht.“

Im Süden Hindostans tritt die südwestliche Windrichtung in der

Regel in den ersten Tagen des Monats Juni ein und wird um so bemerklicher, je mehr man sich gegen Norden begibt. Das Herannahen der Passatwinde kündigt sich meist durch Wolkenmassen an, die aus dem indischen Ocean aufsteigen und ihre Richtung nach Nordosten zu nehmen, indem sie sich dem festen Lande zu immer mehr verdichten. Nachdem der Himmel einige Tage hindurch bedeckt gewesen, mehren sich gegen Abend die Anzeichen des nahenden Sturmes, und die Regenzeit tritt meist während der Nacht ein. Dieselbe kündigt sich durch so heftige Donnerschläge an, wie man sich in gemäßigten Zonen keine Vorstellung machen kann. Sie beginnt mit starken Windstößen und gleich darauf mit einer ungeheuern Regensfluth. Während mehrerer Stunden folgen sich die Blitzstrahlen fast ununterbrochen. Sie erleuchten den Himmel und übergießen die Wolken mit einem blendenden Schimmer; ihr Widerschein bedeckt die Spitzen der Berge, um plötzlich die ganze Natur in der tiefsten Dunkelheit zu lassen, bis neue Blitze zucken und Alles mit der glänzendsten Tageshelle erleuchten. Während dieser ganzen Zeit läßt sich ferner Donner vernehmen, der in Zwischenräumen in so furchtbaren Schlägen erschallt, daß auch der Stärkste sich bekümmert fühlt. Mit seinem Aufhören ist die ganze Natur stumm; man vernimmt nichts als das unaufhörliche Geräusch des Regens, der in stets stärkeren Fluthen sich ergießt, und der Ströme, die davon angeschwollen sind und ihre Ufer überschreiten. Den darauf folgenden Tag bietet die ganze Natur einen traurigen Anblick. Der Regen fällt fortwährend in solcher Menge, daß man kaum einige Schritte vor sich hin sieht; die schäumenden Wasser führen alles mit sich, dem sie in ihrem Laufe begegnen und überschwemmen weithin die Felder.

Dieser sündfluthartige Regen hält mehrere Tage an, bis sich endlich der Himmel aufhellt und die Natur wie durch eine Zaubergewalt verjüngt zeigt. Vor den Stürmen der letzten Tage war die Erde von der Sonne verjüngt; außer im Bett der Flüsse war keine Spur von Grünem sichtbar gewesen; kein noch so leichter Wolkenzug hatte die stete Heiterkeit des Himmels getrübt. Die ganze Atmosphäre war von einem feinen Staube angefüllt, durch den hindurch sich die Sonne in ihrer breiten und rothen Scheibe, wie zur Zeit unserer Herbstnebel, darstellte; ein Wind, so heiß, als käme er aus einem Ofen hervor, machte selbst im Schatten alle Gegenstände erglühen; aber einige Tage, ehe die Passatwinde wehten, hatte sogar dieser glühende Luftzug einem noch drückenderen Zustand der Atmosphäre Platz gemacht. Aber heute, da die erste Wuth des Sturmes

gebrochen ist, bedeckt sich die Erde wie durch Zauberhand mit einer frischen und bewunderungswürdigen Vegetation, die Flüsse treten in ihre gewohnten Ufer zurück und entsenden ihre befruchtenden Gewässer in die Landschaften; die Luft ist rein und entzückend, am Himmel ziehen sich leichte Wolken hin und die ganze Natur scheint neu belebt. Von da an folgen sich die Regengüsse in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen einen ganzen Monat hindurch, um im Juli wieder stärker zuzunehmen; im dritten Monat nehmen sie bemerklich ab. Im September werden sie noch seltener und verschwinden endlich, ganz wie sie gekommen sind, unter Stürmen und Blitzleuchten.

Dies ist der Verlauf der Regenzeit im größeren Theil von Indien; man darf aber nicht vergessen, daß sie nicht überall genau in derselben Epoche beginnt und daß, je mehr man sich vom Meere entfernt, desto mehr die Regenmassen sich vermindern. Sie sind in der Nähe des Meeres, aus dem die Wolken aufsteigen, die sich auf dem festen Lande wieder vertheilen, am stärksten. Aus diesem Grunde sind solche mehr oder weniger stark, je nachdem die Provinzen dem Meere näher oder ferner liegen, oder je nach der Beschaffenheit ihres Bodens; denn die Hochgebirge, welche den Wolkenzug aufhalten, sind die Ursache, daß in den dieselben umgebenden Ländern weniger Regen fällt, als es der Fall wäre, wenn der Wolkenzug seine freie Bahn gehabt hätte.

#### Religion — Kastenwesen.

Die Religion der Hindus, das heißt die Brahmanische, war im Prinzip ein bloßer Monotheismus\*), der in der Folge, und vermöge der dem Menschen natürlichen Anlage, seine Ideen durch äußere Zeichen, seien es nun Namen oder Bilder, zu formuliren, in Vielgötterei ausartete. Diese Religion hat ihre Grundlage in den vier heiligen Büchern der Vedas, welche zur Zeit der Geburt Mojsis, oder 1300 Jahre vor Christi Geburt, entstanden sein sollen. Diese Vedas sind in der alten Sanskritsprache geschrieben, die so verschieden von der heute üblichen ist, daß nur die gebildetsten Brahmanen sie verstehen.

\*) Glaube an einen Gott.